

Die Theorie von der extensiven Allmendenutzung - eine ökologische Fehlinterpretation!

HELMUT BÜSSIS

Hinweis aus agrarökologischer Sicht zum Beitrag von SCHULZE-HAGEN (2004): Allmenden und ihr Vogelreichtum - Wandel von Landschaft, Landwirtschaft und Avifauna in den letzten 250 Jahren; Charadrius 40: 97-121.

Summary

The theory of the extensive use of the commons – an ecological misreading

K. SCHULZE-HAGEN (Commons and their bird numbers – change of landscape, agriculture and avifauna over the last 250 years. Charadrius 40, 2004: 97-121) is viewing the commons as „always extensively utilized habitats“ (p 97), the utilization of the landscape up to 1750 had been entirely extensive (p 101), and the utilization of the open countryside for grazing had been particularly extensive from a modern point of view (p 103). Interpreting the utilization of the commons in the 18th century as extensive is in the author's view a substantial and grave mistake; the reasons for this view are presented.

Zusammenfassende Einleitung

K. SCHULZE-HAGEN hält die Allmenden oder Gemeinheiten für „stets extensiv genutzte Lebensräume“ (S. 97), noch 1750 sei „die Nutzung der Landschaft ganz extensiv“ (S. 101) geblieben, und die Nutzung des Offenlandes als Viehweide sei „aus heutiger Sicht ausgesprochen extensiv“ (S. 103) gewesen. Die Behauptung von einer extensiven Nutzung der Allmenden, bzw. (westfälisch) der Gemeinen Marken im 18. Jahrhundert (Jh.) hält der Autor dieses Hinweises für einen großen und folgenreichen Irrtum und begründet seine Gegenthese.

Die übernutzte Gemeine Mark

Tatsächlich waren die Gemeinen Marken in den letzten Jahrhunderten ihrer Entwicklung nicht extensiv genutzt, sondern im klassischen Sinne „übernutzt“, d.h. auf seit Jahrhunderten ungedüngten Flächen weidete zu viel Vieh. Hinzu kamen Holz-, Streu-, Laubnutzung und das wiederholte Abplaggen der Humusschicht großer Wald-, Heide- und Moorflächen. Der Mangel an Dung- und Humusstoffen, an Futter, Bauholz und Brennholz wirkte sich vor allem auf die von allen Dorfbewohnern genutzte Gemeine Mark aus. Nie dürften Landschaften so „ausgepowert“, d.h. so abgefressen, verbissen, verschnitten und ihrer Humusschicht entblößt worden sein, wie die Gemeinen Marken in den letzten

Jahrhunderten ihrer Entwicklung, insbesondere im 18. Jh. Wenn man die Landschaftsmalerei jener Zeit ihrer romantischen Schäferidylle entkleidet, zeigen sich eindrucksvoll die typischen, durch ständigen Schnitt verkrüppelten Baumgestalten, verbissenes Gesträuch und die weiten, mit nacktem Boden und Gestein durchsetzten Weidelandschaften.

Die Dorfbewohner jener Zeit hatten keine Produktionsmöglichkeiten zu verschenken, sie mussten nicht nur Nahrung und Einkommen für ihre Familien schaffen, sondern auch noch Abgaben und Dienste für den Landesherrn und für die Grundherren, Adel und Kirche, leisten. Die Bauernbefreiung unter dem Druck der Französischen Revolution mit ihren wirtschaftlichen Impulsen erfolgte erst Anfang des 19. Jh.! Aber auch die Bauern des 18. Jh. waren existenziell gezwungen, den Ertrag ihrer Landwirtschaft zu optimieren, allerdings mit völlig unzureichenden agrartechnischen Mitteln und Methoden. So führte die Situation des ständigen Mangels zu jahrhundertelanger Übernutzung der natürlichen Ressourcen in den Gemeinen Marken.

Die Kehrseite dieser vor allem im 18. Jh. völlig überstrapazierten und von Grundherren und Neusiedlern bedrängten Gemeinen Marken stellte die Anhäufung von bis zu einem Meter mächtigen Humushorizonten auf den viel weniger umfangreichen, aber für die Grundversorgung der Menschen unerläss-

lichen Ackerflächen Nordwestdeutschlands dar, die wir noch heute in der Landschaft als so genannte Esche erkennen können. Hier sammelten sich die Nähr- und Humusstoffe aus Gemeiner Mark und Viehhaltung. Die Esche sind Ausdruck eines eklatanten Ungleichgewichts in der Kulturlandschaft des 18. Jh. Die Behauptung von einem allumfassenden „relativen ökologischen Gleichgewicht“ (SCHULZE-HAGEN, 2004, S. 105) in diesem, zumindest im 18. Jh. überforderten Agrarsystem halte ich für nicht zutreffend, sie gehört in die Vorstellungswelt von der stets guten „alten Zeit“.

Ergebnis der Übernutzung: Hungernarben

Der Nährstoffentzug auf dem Weideland durch Vieh, Plaggenutzung usw. hielt über Jahrhunderte an. Als Folge dieser Übernutzung entstanden die so genannten Hungernarben, d.h. Grünlandnarben, die nach Nährstoffen und Weideruhe „hungern“. Die Weideflächen verarmten, versauerten, verheideten und verkarsteten je nach Landschaftstyp und Klima.

SCHULZE-HAGEN beschreibt die Symptome der Übernutzung durchaus richtig. Er zieht lediglich die falschen Schlussfolgerungen daraus: diese ausgehungerten Weidelandschaften seien durch extensive Weidenutzung entstanden. Der Grund für seinen Irrtum liegt im Wesentlichen darin, dass er nicht zwischen Nutzungs- und Bewirtschaftungsintensität unterscheidet. Die Hutung auf den Allmenden ist zwar eine extensive Wirtschaftsform ohne Düngung und größeren Pflegeaufwand, aber im 18. Jh. eine fortgeschrittene Form der Übernutzung, weil im Verhältnis zu den ausgelaugten Flächen zu viel Vieh aufgetrieben wurde.

Trotz permanenter Übernutzung entwickelte sich auf den Gemeinen Marken ohne jeden Zweifel jene Strukturvielfalt, deren Avifauna SCHULZE-HAGEN beschreibt. Die Bauern jener Zeit hatten nur äußerst geringe Möglichkeiten, die natürlichen Standortbedingungen zu ihren Gunsten zu ändern. Die Wirkungen des selektiven Verbisses durch das Weidevieh und der zusätzlichen Nutzungen der Bauern (partielle Einhegungen, Mahd, Holzentnahmen, Schneitelungen, Plaggenentnahmen u.a.) erhöhten die landschaftliche Dynamik der Gemeinen Marken.

Theorie von der extensiv genutzten Gemeinen Mark ein folgenreicher Irrtum

Ich halte diese Fehldeutung der Nutzungsweise in den Gemeinen Marken für einen folgenreichen Irr-

tum, weil er bis in die rezente Flächennutzung durch die Naturschutz-Institutionen hineinwirkt. Mehr oder weniger differenziert wird die Beschränkung des Viehbesatzes im Sinne einer „Extensivierung wie damals“ durchgesetzt, besonders modern mit ein paar Heckrindern auf viel zu großer Fläche. Die Fotos von SCHULZE-HAGEN (2004, Abb. 35 und 36) belegen anschaulich das Ergebnis: die wenigen Tiere sind nicht in der Lage, den Gras- und Krautaufwuchs auf ihren Weideflächen zu bewältigen. Charakteristisch ist, dass nur noch Kopf und Widerrist der Heckrinder aus den verkrauteten Flächen herausragen. Deshalb werden solche Flächen auch von den besonders selten gewordenen Tieren und Pflanzen des kurzrasigen Offenlandes gemieden.

Ein in dieser Hinsicht bezeichnendes Beispiel liefert seit Jahrzehnten der Kiebitz, der nach älteren Angaben „bevorzugt auf sumpfigen, kurzrasigen Wiesen“ brütete (PEITZMEIER, 1969, S. 247); heute dagegen ist er im Münsterland ausgerechnet auf die von SCHULZE-HAGEN (2004, S. 116, 117) so benannten „sterilen Maisäcker“ abgewandert. Hier liegt der Boden zur Zeit der Saat in der letzten Aprilhälfte/Anfang Mai offen, bis sich die Pflanzendecke, besonders spät in klimatisch ungünstigen Jahren, im Laufe des Julis schließt. Das ist knapp die Zeit, die der Kiebitz zur Aufzucht seiner Brut benötigt, dann sind die Altvögel mit ihren Pullis in der Lage abzuwandern. Diese Feststellung gilt unabhängig davon, wie erfolgreich die jährlichen Kiebitzbruten auf Maisflächen verlaufen. Andere weite und offene Flächen mit geringem Bewuchs gibt es sonst in der heutigen Kulturlandschaft ab März/April nicht mehr, denn Wintergetreide, Raps und meist auch schon das Sommergetreide wachsen zu dieser Zeit schnell und üppig heran und der Naturschutz nutzt sein Grünland hartnäckig extensiv.

Zur Entwicklung von kurzrasigem Grünland

Kurznarben und die damit verbundene, höchst gefährdete Tier- und Pflanzenwelt lassen sich m.E. in den Naturschutzgebieten nur zurückgewinnen, wenn dort die Nutzung über Vieh und Mahd und die Bewirtschaftungsintensität nicht allgemein auf das Betriebsziel „extensiv“, sondern konkret auf „kurznarbig“ (damit ist kein Golfrasen gemeint!) ausgerichtet werden, zumindest partiell und temporär. Dabei genügt es nicht, lediglich von Düngerverboten für die Landwirtschaft auszugehen. Es muss auch der Nährstoffeintrag „von oben“ berücksichtigt werden, das sind heute bis zu 40 kg N je ha. Nach meinen bisherigen Beobachtungen ist die derzeitige

Heckrinderhaltung nicht geeignet, den Futteraufwuchs aus solchen Düngermengen zu bewältigen, weder physiologisch, noch von der derzeitigen üblichen Haltungsform her.

Das können Bauern mit ihrer Erfahrung, ihre Rinder und Pferde weitaus besser. Allerdings sind damit Arbeit und Kosten verbunden, d.h. eine höhere Bewirtschaftungsintensität durch speziell auf Narbenpflege orientiertes Umtreiben, Mähen, Futterwerben und u.U. sogar Aufställen der Tiere bei ungünstiger Witterung.

Die Bauern in Nordwestdeutschland haben nach den Gemeinheitsteilungen einen Großteil ihrer Flächenanteile wegen mangelnder technischer Möglichkeiten von 1850 bis 1950 weiterhin als meist nur unzureichend entwässertes Grünland belassen und als ungedüngte Standweiden für Rinder und Pferde oder als einschürige Wiesen genutzt. Die darauf entstandenen Kurznarben beschreibt PEITZMEIER, wie oben zitiert. Hier wäre m.E. anzusetzen, um Weiden mit Kurznarben fortzuentwickeln, heute allerdings auf mehr oder weniger entwässerten und euthrophierten Böden. Voraussetzungen wären Mahd und/oder kräftiger Verbiss durch Beweidung, möglichst auch mit Pferden, von Juni/Juli/August bis weit in den Winter hinein, sofern die jährliche Witterung es zulässt oder besonders erfordert. Ob die Naturschutz-Institutionen diese Anforderungen selbst erfüllen oder für die Landwirtschaft attraktiv

gestalten, hängt von ihren Erkenntnissen und Einsichten ab.

Schlussbetrachtung

Unter heutigen Bedingungen wird es im Sinne von Artenvielfalt wohl nicht zu umgehen sein, nachhaltig in den nivellierenden Aufwuchs auf Dauergrünflächen einzugreifen, das gilt sowohl für Grünland, wie auch für den Wald. „Wachsen lassen, wie die Natur es will“ ist zwar ein verführerisches Ziel, weil es wenig Arbeit und Kosten verursacht, aber kein besonders effektives Programm zur Zurückgewinnung von Artenvielfalt, das belegen die Ausführungen von SCHULZE-HAGEN über die Auswirkungen der Allmendenutzung auf die Avifauna sehr eindrucksvoll.

Literatur

SCHULZE-HAGEN, K. (2004): Allmenden und ihr Vogelreichtum - Wandel von Landschaft, Landwirtschaft und Avifauna in den letzten 250 Jahren. Charadrius 40: 97-121.

PEITZMEIER, J. (1969): Avifauna von Westfalen. Abh. Landesmus. Naturk. Münster 31, Heft 3: 1-395.

Manuskripteingang: 07.04.2006

Dr. Helmut Büssis, Saarstraße 13, 48145 Münster
